

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 297.

Mittwoch, 20. Dezember.

1916.

## Der Bojar.

(1. Fortsetzung.)

Ein Roman aus Rumänien von Mite Kremnig.

(Nachdruck verboten.)

Sofie quälte sich die halbe Nacht mit den Worten ab, die sie ihm gesagt hatte. Bald glaubte sie, er habe sie recht verstanden; bald meinte sie, er würde sie für anmaßend halten! Noch im Traume führte sie ihren Wortwechsel mit ihm.

Ihre Eltern besprachen unterdes, wen sie beauftragen sollten, Belescu direkt zu fragen, ob er Sofie heiraten wolle. Herr Petru äußerte: „Ich brauche ihr nur 30 000 Dukaten mitzugeben, wenn er sie nimmt, weil Belescu selbst wenig hat, und sie für ihn immer noch eine gute Partie ist.“

„Wir können ja nachher immer noch zulegen“, ergänzte Frau Petru, „falls es ihm zu wenig wäre, anbieten solltest du jedenfalls nicht mehr. Und wenn Belescu dein Schwiegerlohn wird, mußt du dich für die Bojaren-Partei entscheiden. Deine Mittelstellung war zwar recht angenehm, die Weißen wie die Roten machten mir vor den Wahlen den Hof, doch auf die Dauer könnt' es dir schaden.“

Ihr Gatte lächelte schlau. „Liebes Kind“, sagte er wohlgefällig, „es bildet sich so etwas wie eine Mittelpartei, in der ich eine der Hauptrollen spielen werde, die für die Freiheit, wie die Roten, und für die Bojaren, wie die Weißen ist. Fürst Demeter führt sie, und hauptsächlich . . . aber das kann ich dir nicht sagen! Will nur andeuten, daß es bunt zugehen kann in diesem Winter. Ja, ja, wir werden etwas erleben!“

Frau Petru interessierte sich nur für die Personen, nicht für die Bestrebungen der politischen Parteien. Sie unterbrach ihren Mann:

„Halte dich nur immer an Fürst Demeter! Was war heute Abend bei ihm los?“

„Nichts, er war nicht recht bei Laune und erklärte seine neueste Erfindung.“

Frau Petru seufzte: „So einer wäre mir ein erwünschter Schwiegerlohn, mit hundert Ähnen, dem Fürstentitel, nicht mehr jung —“

„Nächstens wirst du für Sofie an den regierenden Fürsten denken!“

„Nein! an den nicht, das versichere ich dir, lieber gäbe ich sie einem Wächter!“ — Wächter — das war die Menschengattung, die Frau Petru am meisten verachtete, weil sie dieser Kaste selbst einmal angehört hatte.

### II.

Fürst Demeter hauste einsam in seinem Palast. Der größere Teil der Säle war unbewohnt und unmobiliert. Durch zerbrochene Scheiben fiel das helle Licht des Ostens und belebte das Gewürm, das sich ungestört gegenseitig verzehrte. Nachts wüteten die Mäuse dort, die sich auch in die Gemächer wagten, in denen der Fürst wohnte.

Demeter war der Abkömmling eines hohen Hauses, und alle seine Ähnen hatten ihr Bestes auf ihn vererbt; eine riesige Körperkraft und eine unbezähmbare Wildheit; Wildheit — von der modernen Bildung nicht ge-

bändig! Sein Lachen glich einem Wiehern und feine Kunst der Toilette konnte seiner Figur die rohe Stärke nehmen, die jeder Eleganz Eohn sprach. Er war liebenswürdig in Worten, die Form seines Mundes aber strafte jedes freundliche Wort Lügen, und sein Auge sprach Hohn. Das wußte er und oft fluchte er der Bildung, die ihn mit sich selbst uneins gemacht habe. Er hätte wie ein wildes Tier sich tummeln mögen über die Steppe. Tage und Nächte lang jagte er dann in den Wäldern seiner Güter.

Viele unheimliche Gerüchte über den Bojaren gingen in Stadt und Land um. Er sollte einmal einen politischen Mord begangen und dann auch seine Frau vergiftet haben. Nach ihrem Tode war er mehrere Jahre in Rußland gewesen; wo, das wußte keiner. Niemand hatte innere Teilnahme für ihn. Mit seinem Vater lebte er in Todfeindschaft, Geschwister besaß er nicht.

Seit fast sieben Jahren bewohnte er den großen Palast in der Provinzial-Hauptstadt, nie, auch nicht im heißesten Sommer, zog er aufs Land. Er konnte nicht verwinden, daß er nicht mehr das Recht hatte, seine Diener zu prügeln, daß der ganze verächtliche Unsinn des Bestens sich auch hier breit machte. In seinem Palast hielt er sich noch einige treue Anhänger seines Hauses, die sich von ihm hätten tödlich lassen, Leute, die ihre Existenzmöglichkeiten nur im Dienen und Mißhandeltsein fanden, wie er die seine im Befehlen.

Auch sein Kind lebte im Palast . . . in einem anderen Teil, in Zimmern, deren Fenster auf den wüsten, grünen, hoch mit Gras bewachsenen Fleck gingen, der einst ein Garten gewesen. Alle Räume, die dort gestanden hatten, waren auf Befehl des Fürsten gefällt worden, als einmal der Drachen des Knaben an einem Ast hängen geblieben war.

Vor neun Jahren hatte der Fürst das Knabsein mit einer französischen Ähne und einer Gouvernante aus Paris nach der Heimat geschickt. Die Verwalterin des Palastes, eine verständige Frau, pflegte das schwächliche Kind mit den nervös überregten, großen Augen, so gut sie es verstand. Sein Vater kümmerte sich nicht um den Sohn. Er haßte ihn, wie sein Vater ihn gehaßt hatte. Das war Überlieferung in der Familie. Außerdem hatte Raoul blaue Augen und gegen die Färbung der Fürst eine besondere Abneigung, die man sich schnell mit der Behauptung erklärte, Raoul sei gar nicht des Fürsten leiblicher Sprößling.

Seit einiger Zeit zerbrach man sich den Kopf, was eigentlich Fürst Demeter bezwecke. Er mußte etwas im Schilde führen, da er nun plötzlich auf keinem Ball fehlte, sich bequeme, den Königinnen der Gesellschaft den Hof zu machen, und auch bei sich Gesellschaft empfing. Wollte er regierender Fürst werden? Was konnte einem Mann seiner Art daran liegen? Bestand für ihn überhaupt noch ein Krieg? Was konnte ihm die fragwürdige Herrscher Gewalt in einem Konstitutio-



nellen Staate sein? Eine Verfassung, sozusagen, hatte Rumänien auch damals schon: 1865. Sie schränkte den Regenten allerdings weniger ein als die spätere, die der Hohenzollernfürst zugeteilen mußte.

Es gab kaum ein bedeutendes Buch, zumal kein naturwissenschaftliches, das Fürst Demeter nicht studierte. Etwas wie Schadenfreude empfand er bei jeder neuen Entdeckung: Wieder ein altes Recht, das durch sie entthront, — wieder Leidensgenossen, die ihm geschaffen wurden! Immer und ewig kochte es in ihm. „Überfülle der Kraft, die nicht mehr ins Jahrhundert gehört“, so nannte er es.

Fürst Demeter hielt eine sogenannte politische Versammlung ab. Die Unzufriedenen scharten sich um ihn. Das war die Fahne, unter der er Anhänger sammelte. Sie war anlockend. Wer war nicht unzufrieden? Der eine mißgönnte dem regierenden Fürsten, daß er zum Fürsten gewählt worden, der andere neidete ihm seinen Geist, den dritten hatte er persönlich beleidigt, und deren waren viele, dem vierten hatte er seine Frau genommen, ein paar suchten Mißgunst — so meinte Fürst Demeter — mit ausländischen Phrasen („Patriotismus“, „schlechte Administration“) zu maskieren. Da Demeter, ohne nach positiven Grundätzen zu fragen, alle heranzog, die sich beklagten und Witworte über den regierenden Fürsten verbreiteten, war seine Partei von Stunde zu Stunde angewachsen. Jeder hatte das Herz voll von irgend einer neuen Gewaltthatigkeit, die der regierende Fürst begangen, einer Lächerlichkeit, der sich einer seiner Günstlinge angesetzt hatte. Solch eine Versammlung dauerte dann oft bis spät in die Nacht. Demeter langweilte sich in der Regel sehr.

Heute hatte er eine eigenhändig konstruierte Maschine in den Saal tragen lassen und dann erklärt, wie sie landwirtschaftlich zu verwerten wäre. Man war infolgedessen früher auseinander gegangen. In der nächsten Sitzung sollte das Programm, das alles regelnde, beraten werden! Darüber dachte nun der Fürst nach, als er allein geblieben. Ihm war es nicht recht, er wollte noch nichts festlegen, wollte nur die Leute an sich gewöhnen und dann, wenn seine Pläne reif, wenn alle durch ihn zu weit vorgehoben waren, um noch einmal mit dem regierenden Fürsten Frieden schließen zu können, dann sollte der Regent gestürzt werden, dann wollte Demeter — und sollte Rußland hervortreten . . . . .

„Wem verdanke ich diesen unangenehmen Versuch, die Lage der Dinge zu klären?“ fragte er sich, mit mächtigen Schritten in dem hell erleuchteten großen Saal auf- und abgehend. „George Belescu ist mein Feind! Er gehört der gefährlichsten Menschenorte an, ist einer von denen, die brauchbar sind, wenn man sie zu tödnen weiß, die aber, wenn sie widerstehen, über den Haufen geschossen werden müssen. Er ist verarmt. Vielleicht wäre er mit Geld abzufinden? So viele führen die Idee der Gesellschaft im Munde, um sie mit ein paar großen Rubelscheinen hinunterzuschlucken. . . Für den Notfall bleibt — das Pulver. Sein Vater hat sich im Jahre achtundvierzig drüben in Österreich ein Sperren lassen, er war ein Hartkopf; so wird der Sohn auch sein. Alles ist angeerbt!“

Versunken in solche Gedanken, senkzte der Fürst und ging in sein Arbeitszimmer. Ihm war sein Sohn eingefallen, der die klauen Augen hatte und mit ihnen die ganze Art seiner Mutter! Wenn er an seine tote Frau dachte, überkam ihn stets der Haß. „Sie war ein miserables Geschöpf!“ murmelte er vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)



Freund, du leidest mir den Kampf,  
Wähnt, ich sieg' von Sieg zu Siegen.  
Doch ich zieh, ich armer Lor,  
Aus, die Dummheit zu bekriegen.

St. v. D.

## Neue Romane und Novellen.

### I.

Wie ungemein fruchtbar Schillers Begriffsbestimmung in seiner Schrift über naive und sentimentalische Dichtung gewesen, ergibt sich, wenn man sie auf die zeitgenössische Literatur anwendet. So hat noch jüngst ein geistreicher Beurteiler sich mit diesen Gedanken den Unterschied in der lyrischen Begabung eines Stephan George und Rilke zu erklären versucht. Daß jenes Schaffen, das im eigentlichen Sinne *naiv* genannt werden kann, in unserer Generation, die allmählich erst wieder von einer stolzen als innerer Vorzug empfundenen Zerrissenheit, zur Einheit eines starken positiven Gefühls durchdringt, immer seltener gefunden wird, ist leicht zu verstehen. Auch die Dichtung, die bewußt wieder die großen Werte eines nationalen und germanischen Empfindungslebens zu Ehren bringt, ist meist bei uns sentimentalisch, von einer starken Sehnsucht nach noch nicht Erreichtem erfüllt oder trotzig abwehrend gegen jene fremden Mächte der Zerrückung. Naivität aber besitzen jene Poeten der deutschen Schweiz, die in der stolzen Eigenwilligkeit ihrer Heimat durch ein günstiges Geschick vor dem verstümmelnden Einfluß ihres Zeitalters geborgen werden. Sie haben jene Einfachheit, Wahrhaftigkeit und Notwendigkeit der Natur, die wir mit erneutem Sehnen wie ein verlorenes Paradies suchen. Wie Schiller den naiven Dichter charakterisiert, so ganz erscheint uns Heinrich Federer, der Schweizer Poet, auch in seinem jüngsten Roman: „Das Rättelisseppi“ (Verlag, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung). Selbst jenes Wort von dem „ungezogenen Sohn der Natur, an dem man sich ärgert“, möchte man gelegentlich auf den eigenwilligen Poeten anwenden, der uns diesmal in eine uns so ganz fremde Welt hineinzwingt. Wer man muß ihm eben folgen, mag man nun wollen oder nicht. Eine seltsame Heldin hat sich der Dichter gewählt, und die Schilderung ihres Lebens ist eigentlich geeignet, uns von näherer Bekanntschaft abzuschrecken, fast so wüst präsentiert sich die knochige Jungfer, wie weiland Herrn Wolfram v. Eschenbachs Runder in seinem Parzival. Und dann gewinnt man sie doch lieb, die handfeste Katechetin, die beschlagen ist in der Geschichte der Kirche und der Heiligen, und ihre Jugend derb und gottesfürchtig regiert, die grob ist wie Bohnenstroh, und wieder hilfreich am rechten Ort. Die eigentliche Geschichte des Romans läßt sie freilich nur gelegentlich hervortreten, sie handelt von der Entwicklung eines Schweizer Knaben, die uns mit all ihren kleinen und doch für die Jugend so bedeutungsvollen inneren und äußeren Ergebnissen in beglückter Breite dargestellt wird, der Vater ein verkümmertes Genie, das endlich im Irrenhaus, beglückt durch freundliche Wahnvorstellungen, endet, die Mutter in enger Nüchternheit befangen, feugend und arbeitend. Und darum gruppiert sich die gewaltige Vergnügung am Ufer des Vierwaldstättersees. Am eigenartigsten aber in diesem von unwüthiger Kraft strotzenden Buche erscheint seine Geisteswelt, das streng katholische Fühlen, das sich ohne jede Intoleranz — denn viel zu stark redet das warme Gemeinschaftsgefühl des Schweizlers mit — ganz abschließt gegen alle Regungen des modernen Geistes, das Denken und künstlerische Schaffen in heiterer, selbstbewußter Sicherheit beherrscht und durchdringt. Hatte der Dichter in seinen früheren Werken den Geistlichen nicht verleugnet, aber kaum erkennen lassen, so redet er jetzt (wie in seiner „Jungfer Theres“) offen aus dem stolzen Gefühl seines hohen Berufs heraus. Er hat so fast überall für die Dichtung Neuland gewonnen, teilweise in prächtigem Jargon, der bisweilen in seiner volksthümlichen Verheerung an den großen Wiener Papuzinerpater erinnert; so seien als Prachtfunde hervorgehoben die Katechisationen des Rättelisseppi oder die Schilderung der großen Schulaufführung rührender Heiligendramen. Wer sich in dies Buch — man denkt bei seinem ganzen Stil bald an Jeremias Gotthelf, den „Mann aus Rütli“, bald an Gottfried Keller — eingeleben versteht, der kann die Fülle seines äußeren und inneren Reichtums kaum fassen.

Schöner Schweizergeist in gesunder Frische weht auch durch Alfred Suggenbergers, des Douernpoeten, neues Buch: „Die Geschichte des Heinrich Lenk“ (Verlag A. Stadmann, Leipzig). Auch hier fühlt man, wie ganz aus heimischem Boden sein Schaffen erwuchs, das Unerlebte der



Scholle und des mit der Natur verwachsenen naiven Menschentums seine Macht beherrscht. Die Heimatsliebe aber äußert sich hier in trotzigem Eigenwill, in der Feste zweier benachbarter Orte, die sich mit Unnamen und allerlei Spiegelspielen nach alter deutscher Unsitte weidlich ärgern. Selbst nun, wie der nüchtern-derbe Heinrich Bentz diese Dinge mit so herbem Ernst behandelt, seine Rag- und Morichstreiche als heilige, vom Vater ererbte Lebensaufgabe hochhält, und dadurch beinahe sein Leben sich zerstört. Alles ist nüchtern und hausbacken in dieser Geschichte, auch die Frauengestalt, die endlich den schon reichlich verlumpten Helden zur Erziehung in ihre kräftigen Hände nimmt, irgend eine Spur von Empfindsamkeit, dafür aber so viel Wachstagsigkeit und Lebensweisheit in versteckten Humoren, daß man auch von dieser Geschichte nicht so leicht loskommt.

Und nun das sentimentalistische Gegenbild: die Darstellung einer mit leidenschaftlicher Sehnsucht aus der Wirklichkeit emporgehauenen Jugend in dem Roman „Der Herrensohn“ von Auguste Suppen (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin), der Hochstrebenden und zu Großem berufenen schwäbischen Dichterin. Die grüblerische, in den Tiefen der Seele rastlos forschende Eigenart verleugnet sich auch hier nicht in der Geschichte eines Knaben, dessen Liebesfälle in harter Wirklichkeit durch Träumen und Sehnen zu entschlossenem Kampf gegen die Macht des Gewöhnlichen sich durchringt. Viel heimliche Poesie hat die Dichterin in den Blättern ihres Buches verschlossen, unbekümmert darum, wie viele so der wenigen diese Schätze zu heben verstehen. Tief religiös ist ihre Anschauung vom Dasein und Vergen, aber ihr Bild ist frei geblieben, alles Menschliche verstehend. Germanische Innerlichkeit des Fühlens hat in ihrem Werk wahrhaft Gestalt gewonnen. Und es gibt zum Glück noch erste Menschen, die sich nicht blenden lassen von den Scheinwerfern sensationeller Gegenwartskunst, denen ein solches Buch viel zu sagen hat.

K. P.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Die Kunst hinter der Front. Von der Westfront wird uns geschrieben: Der große Weltkrieg hat die sonderbarsten Erscheinungen gezeitigt. Hinter der eisenstarrten Schützengrabensfront, an der es nur die nervenstörende Musik der Kanonen, der Maschinengewehre gibt, wo Tausende und Aber-tausende deutscher Männer in heldenhafter Aufopferung oft unter den größten Strapazen, und jeden Augenblick zum Einsatz des Lebens bereit, ihr Dasein fristen, fern der Heimat, fern der Kultur, da sind dank der Fürsorge unserer Heeresleitung an manchen Zentren Stätten geistiger, künstlerischer Genüsse entstanden, geleitet von Männern, die auch hier, hinter der Front, treueste Pflichterfüllung üben, Stätten, die häufig genug selbstgrüne Künstler mit Namen von Klang in sich vereinen. Und auch eine später zu schreibende Geschichte der deutschen Kunst hinter der Front wird eingangs betonen müssen, daß auch hier der große Weltkrieg ein völliges Neuland schuf. ... An der Westfront auf französischem Boden befindet sich eine große Stadt, die schon lange fest in unseren Händen ist und schon längst in Deutschland den Ruf hat, eine Zentralsätte geistigen und künstlerischen Lebens für die Feld-grauen zu sein. Die Front ist nicht weit von der Stadt. Tag für Tag, mit geringen Unterbrechungen, donnern von nah her die Kanonen, und Tag und Nacht, falls das Wetter günstig ist, kommen die englischen Flieger, begrüßt und ver-schreckt von unseren Abwehrgeschützen und unseren mutigen, erfolgreichen Luftpiloten. In dieser Stadt werden nun schon seit längerer Zeit regelmäßige Unterhaltungsabende veran-staltet, wo und wann, das tut hier nichts zur Sache. Und diese Abende — bei unserer neuen Sommerzeit sind es recht helle Abende — bilden einen Sammelplatz für alle die-fermigen, die von der Front oder der Etappe einige Stunden frei bekommen können, um einmal wieder etwas anderes zu erleben als nur den Krieg. Ein glücklicher Zufall ließ mich dieser Tage Zeuge einer solchen Veranstaltung sein. Als ich das Programm — oder sagen wir jetzt: den Vortragszettel — in die Hand nahm, war ich überrascht. Viel besser kann ein winterliches „Saisonkonzert“ auch nicht eingerichtet sein. Da waren drei Solf für Cello angekündigt. Nachs liebliches

„Mir“, Schumanns bekannte „Träumerei“ und ein „Scherzo“ von Gounn. Dann sollte ein Tenorist H. Wolffs „Weylas Gesang“ singen und zwar unter Begleitung einer Harfe. Für den Harfenkünstler selbst waren ferner zwei Glanznummern vorgesehen. Auch der Tenor sollte noch einmal kommen mit einem Liebes von Jensen und dem Brahmschen „O wüßt ich doch den Weg zurück“. Violine, Tello und Harfe planteten hierauf gemeinschaftlich die Ausführung einer Serenade. Drum herum rankten sich Konzertvorträge einer Militärkapelle. „Volksgruß“ heißt das erste Stück und das letzte — „Nan an den Feind!“ Vielleicht mehr gut gemeint als künstlerisch, wird mancher denken, aber das wäre nicht richtig: neben Bach, Brahms, Schumann und anderen Größen dürfen auch ruhig kleinere stehen. Das „Publikum“ ist andachtsvoll und beifalls-lustig. Ach, und es ist so ganz anders als das zum Teil übersättigte Großstadtpublikum der winterlichen „Saison-konzerte“ von ehemals. Allerdings in einem Punkte sind wir hier an der Front etwas sehr genau: der Anzug ist vorge-schrieben. Aber das ist weiter nicht peinlich und auch nicht verwunderlich, denn wir alle tragen ja denselben Rock von einer und derselben Farbe. Höchstens die Kranzschwestern und die Mannschaften vom Roten Kreuz bringen eine andere Note hinein! Sonst ist natürlich alles selbsta! Und dann noch ein Unterschied: Eintrittsgeld wird nicht erhoben! Man bekommt sogar noch ein schön ausgeführtes Programm in die Hand gedrückt. Die Künstler, die sich dort oben auf dem Robium betätigen, haben wohl Interesse an einem vollen Hause, aber nicht an einer gefüllten Kasse, denn sie singen und spielen für ihre Kameraden. Und deren Beifall ist ihnen Lohn genug, ist Lohn, der „reichlich lohnet“. Neugierig war ich, zu erfahren, was Art die Künstler sind. Der Landsturm-mann, der den großen, dichtbesetzten Saal mit seinen Tenor-vorträgen erfreute, ist ein Konzertsänger aus Hamburg. Der Violonist, ein Gefreiter in einem Armierungsbataillon, ein Meister auf seinem Instrument, enthüllt sich als ein Konzert-meister vom Deutschen Opernhaus zu Charlottenburg; der Cellist, ebenfalls ein Gefreiter, ist ein noch junger Kapell-meister und Sohn eines namhaften Berliner Musiklehrers. Auch der Harfenist, ein Unteroffizier, gehört zu den Lich-tigsten in seinem Fache. Am Klavier saß übrigens ein — Garnisonspfarrer, der mit seinem Verständnis meisterhaft begleitet. Das ist ein kleines Kapitel über die Kunst hinter der Front. Und es gibt sicher noch vielerorts ähnliche Stätten, wo mit gleicher Liebe den Feldgrauen mehr oder minder Gleichwertiges geboten wird. Immer kann es sich ja nicht um vollendete Kunst handeln, und das soll und braucht es ja auch nicht. Die Hauptsache ist, daß dem Soldaten irgendwelche geistige Nahrung geboten wird. Unserer Heeres-leitung aber gebührt voller Dank dafür, daß sie solche Bestre-bungen fördert und unterstützt. (Bers. Wn.)

Englands Wirtschaftssorgen nach dem Kriege. In wie einschneidender Weise die wirtschaftliche Kraft und Stellung Englands durch die Geschehnisse und Erfahrungen dieses Krieges betroffen wurde, läßt sich mit interessanter Deutlich-keit aus einem soeben erschienenen englischen Buch „Der Lebenskampf nach dem Kriege“ erkennen, dessen Inhalt in der „Times“ auszugsweise wiedergegeben wird. Einleitend wird erklärt, daß für England der schwerste Teil des Krieges, vie-leicht erst nach Friedensschluß kommen mag, und daß man darum schon heute den künftigen Fragen ins Auge blicken muß. „Die Geschichte“, heißt es weiterhin, „kann uns in diesem Falle nicht als Führer dienen, weil es noch niemals vorher einen Krieg gab wie den gegenwärtigen. Zweifels-ohne wird die Stellung Großbritanniens in wirtschaftlicher Beziehung nach dem Kriege ganz anders sein, als sie vordem war. Englands Besitz an ausländischen Werten und Sicher-stellungen wird veräußert sein. Seine Handelschiffahrt wird infolge der Torpedierung an empfindlichem Konsummangel leiden, seine Geldschulden werden eine ungeheure Höhe er-reicht haben. Auch die englische Industrie wird verödeten Zustände aufweisen, wenn die Regierungsaufträge aufhören, die einen nur vorübergehenden und in den meisten Fällen nur scheinbaren Reichtum erzeugt haben.“ Am bemerkens-wertesten ist, daß England seine Hauptkonkurrenten im Wirt-schaftsleben nach dem Kriege in Deutschland und Amerika er-blickt und daß darum als bestes Mittel vorgeschlagen wird, der wirtschaftlichen Praxis dieser beiden Länder nachzu-efern: „Gegenüber Deutschland und den Vereinigten Staaten sind leider die englischen Industrien auf eine viel



zu kleinliche Weise organisiert. Großbritannien ist das Land der Hunderttausend-Pfund-Geschäfte; Deutschland und die Vereinigten Staaten hingegen sind die Länder der Millionen-Pfund-Geschäfte. Dies ist der Hauptfaktor und der Hauptfehler auf englischer Seite. Hierauf ist auch der Mangel an jener Mitarbeit der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Industrie zurückzuführen, die in Deutschland so außerordentlich hoch entwickelt ist und so viele bedeutsame Vorteile bringt. Die meisten englischen Unternehmungen arbeiten auf einer zu kleinen Grundlage, um die für die wissenschaftliche Forschung nötigen Summen ausgeben zu können. Ein Millionenunternehmen kann mit Leichtigkeit 5 Chemiker unterhalten, aber ein Unternehmen von nur Hunderttausenden kann sich nicht einmal einen solchen Mitarbeiter, geschweige denn ein ganzes Laboratorium leisten. Das große Geschäft ist immer mächtiger als das kleine, und insofern erscheint die englische Wirtschaft nach dem Kriege ernstlich durch Deutschland und die Vereinigten Staaten bedroht, wenn nicht eine grundlegende Änderung des ganzen industriellen Systems in Großbritannien schnellst durchzuführen wird. Eine andere, vielleicht die größte Schwierigkeit wird darin bestehen, die Löhne auf einer anständigen Durchschnittshöhe zu erhalten. Dieses letztere Problem erscheint den Verfassern des Buches so schwierig, daß sie zugeben, vorläufig keine Lösung dafür zu wissen. „Die Landwirtschaft wird gefördert werden müssen, indem die Regierung als Käufer zu guten Preisen auftritt.“ Zum Schluß wird ausgeführt, daß die „prähistorische Erziehungsweise“ in England aufhören müsse, daß an die Stelle der klassiker praktischen Wissen zu setzen sei, um in dem nach dem Frieden eintretenden Wirtschaftskampf bestehen zu können, in dem die Vereinigten Staaten und Deutschland die mächtigsten und am meisten zu fürchtenden Konkurrenten sein würden.

**Die Begründung der Warschauer polnischen Universität vor 100 Jahren.** Als am 15. November 1915 die Warschauer polnische Universität durch den deutschen Generalgouverneur v. Beseler mitten im Kriege wiedereröffnet wurde, wies der Rektor der nach deutschem Muster ins Leben gerufenen und aus der Universität und der Technischen Hochschule bestehenden polnischen Hochschule, v. Brudjinski, in seiner Eröffnungsrede darauf hin, daß die polnische Universität binnen kurzen die Hundertjahrfeier ihres Bestehens werde begehen können. Dieser Zeitpunkt ist jetzt gekommen. Nachdem durch die Wiener Kongresse vom Juni 1816 der größte Teil des Großherzogtums Warschau als Königreich Polen an Rußland gekommen war, beschloß der damalige russische Zar Alexander I. in seiner Eigenschaft als König von Polen, eine polnische Universität in Warschau ins Leben zu rufen. Er unterzeichnete die darauf bezügliche Urkunde Ende November 1816, also heute vor 100 Jahren, und im Januar 1817 begann dann die ganz in westeuropäischer Weise organisierte Universität, der außerdem vom „Könige von Polen“ ihr polnischer Nationalcharakter garantiert worden war, mit fünf Fakultäten ihre Tätigkeit. Es ist allgemein bekannt, daß der russische Zarsimus gar bald sich über die beschworenen Verträge hinwegsetzte und das selbständige Königreich Polen in eine russische Satrapie und Provinz umgewandelt hat. Denselben Schicksal konnte natürlich auch die Warschauer polnische Universität nicht entgehen; sie wurde vollständig rußifiziert. Ihre Wiedereröffnung am 15. November v. J. ist also einer Neugründung gleich zu erachten. In der Eröffnungsrede wies der Rektor Brudjinski insbesondere auf die großen Verdienste hin, die sich der Generalgouverneur v. Beseler um die Wiedereröffnung der polnischen Universität erworben habe, und er führte u. a. folgendes aus: „Unser Volk, dem die Frage der Bildung überhaupt und der höheren Bildung im besonderen stets am Herzen lag, wird diese Tat gelührend zu würdigen wissen, indem es den beiden Einrichtungen die sorgfältigste Pflege angedeihen lassen wird, und die Universität wird denjenigen in dankbarem Angedenken bewahren, der ihr Sitzungen verliehen hat, wie sie die westeuropäischen Universitäten haben, mit einem akademischen Senat an der Spitze, mit autonomer Organisation der Fakultäten und vor allem mit der polnischen Sprache als Unterricht- und Amtssprache. Nun haben wir also die so heißersehnte polnische Universität.“ Die eindrucksvolle und erhebende Feier wurde mit dem Gesänge des „Gaudamus igitur“ seitens der Studentenschaft abgeschlossen.

**Die norwegischen Kohlenlager in Spitzbergen.** Die aus norwegischen Ingenieuren und Finanzleuten zusammenge setzte Kommission, die im letzten Sommer zur Schätzung der Kohlenlager in der Adventbay und Green Harbour in Spitzbergen entsandt wurde, ist nunmehr nach Christiania zurückgekehrt. Nach den Mitteilungen der „National Tidende“ sollen noch neue Kohlenlager entdeckt worden sein. Die Lager

stellen insgesamt zur Gewinnung von Kohlen in der Menge von 880 Millionen Tonnen ausreichen. Die Lager gehören zum größten Teil der norwegischen „Svalbard Kulgruber“-Gesellschaft. Nach den bisherigen Schätzungen würden sie, da Norwegen mit 2800 000 Tonnen Kohlen jährlich auskommt, das Land während fast 90 Jahren ausreichend mit Kohlen versorgen können.

**Die Tierwelt in den alten Weihnachtsbräuchen Mecklenburgs.** Die Tierwelt, die durch die Veränderungen des Wirtschaftslebens heute bei uns von besonderer Bedeutung geworden ist, spielte zu allen Zeiten vermöge des ihr entgegengebrachten Interesses auch in Gebräuchen und Sitten eine erhebliche Rolle. Besonders in den früheren Weihnachtsgebräuchen auf dem platten Lande wurde viel der Haustiere gedacht, und in Mecklenburg haben sich eine Anzahl solcher Bräuche bis auf den heutigen Tag erhalten. Diese Weihnachtsitten, über die O. Karrig in der Zeitschrift „Niedersachsen“ berichtet, lassen sich vielfach aus dem altgermanischen Sagenkreise ableiten. Denn in der sagenhaften Zeit des Germanentums war die Tierverehrung allgemein verbreitet, und einzelne Überbleibsel haben sich auf dem Lande erhalten, eine gewisse Verbindung zwischen dem Aberglauben der Landbevölkerung und dem altgermanischen Tierkult herstellend. Wenn auch das Pferd ursprünglich nichts mit dem christlichen Weihnachtsfest zu tun hatte, so wurde es doch dadurch in die Weihnachtsbräuche eingeführt, daß es seinerzeit als das heilige Tier Bobans galt, der zur Winter Sonnenwende mit seiner Begleitung hoch zu Ross über Land raste. So erklären sich die alten Volksüberlieferungen von dem auf einem weißen Ross einherreitenden Christkinde. Noch vor wenigen Jahren herrschte überall in Mecklenburg der Brauch, daß Teilnehmer der Weihnachtsspiele am Weihnachtsabend mit Hülfe von Tüchern und einer über den Kopf gezogenen Pferdehaut, an der sich auch noch der Schädel des Tieres befand, einen Schimmel darstellten. Am Christabend erschien zum nicht geringen Jubel aller Teilnehmer dieser seltsame Schimmel im Herrschaftshaus, um Gaben für das Gesinde zu erbitten. Auch der „Ruchlau“, der Darsteller des Anechtes, Ruprecht, erschien in manchen Ortschaften Mecklenburgs auf einem Schimmel, und in seinem Gefolge befand sich eine andere Sagenfigur, „Mumpsd“, genannt, mit einem Fegentod. Um die Tiere im Stall vor Kankheit zu schützen, pflegte man eine Axt oder ein Beil vor die Stalltür zu legen. Die Axt sollte die Pferde, das Beil die Kühe vor dem arglistigen Treiben der Hesen bewahren. Auch war es an einzelnen Orten Sitte, am Weihnachtsabend einen Tisch mit Hafer zu bestreuen und damit die Haustiere zu füttern. Ein am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages in den Wassertrog gelegtes Geldstück sollte bewirken, daß die Kühe im nächsten Jahre recht viel Milch gäben. Ebenso wurde auch der Hagen und Hunde zu Weihnachten gedacht, und sie wurden mit besonders reichhaltigem und gutem Futter versorgt. Auch die Rolle des Hundes ist auf die Bobansagen zurückzuführen, nach welchen der Hund im Gefolge der Feiggr erschien. In anderen mecklenburgischen Orten pflegte man am Weihnachtsabend die Bienenstöcke anzuklopfen und dabei den Wunsch auszusprechen, laß die Bienen im nächsten Jahre viel Honig liefern möchten. Nach einem anderen Aberglauben sollte es gefährlich sein, am Weihnachtsabend gewisse Tiere mit ihrem richtigen Namen zu kennzeichnen. Darum gebrauchte man verschiedene Umschreibungen; so wurde der Fuchs am Weihnachtsabend Langschwanz genannt, die Maus Vornlöper. Die Furcht vor dem Wolf, der noch im 18. Jahrhundert manchmal in Mecklenburg erschien, erbot es streng, dieses Raubtier in der Weihnachtszeit zu erwähnen, was auch in Verbindung mit dem Sprichwort gebracht wird: „Wenn man vom Wolfe spricht, ist er nicht weit.“ Wenn aber doch der Wolf erwähnt wurde, so geschah es mit der Bezeichnung: „Der Graue.“ Die bildliche Darstellung verschiedener Tiere zur Weihnachtszeit ist auch heute noch überall auf dem Lande, besonders aber wieder in Mecklenburg beliebt. Meist hat man Stichen in den verschiedensten Tierformen, und auch das Zuckerpferd, das am Weihnachtsbaum hängt, stellt vielfach Haustiere dar. Die beliebtesten Formen des Festgebäcks sind die von Hirschen, Pferden, Schwänen und Raben, auch das Schwein findet sich oft, das aber noch mehr zu Neujahr als Glückssymbol verwendet wird.